

Heimweh

Der Zug kam – entgegen seiner Hoffnung – viel zu pünktlich auf dem verlassenen Bahnhof an. Es war heiß, doch nicht so unerträglich wie in der Stadt, wo die Hitze wie eine weitere Wand zwischen den Fassaden stand. Es wehte eine leicht kühle Brise, die den Schweiß von seinen Haaren direkt in sein Hemd führte.

Als Kind war das sein täglicher Heimweg gewesen und nach der langen Zugfahrt war ihm das letzte Stück wie der Endspurt vorgekommen, kurz vor dem Ziel. Nun zogen sich die letzten Meter. Er war schon lange nicht mehr hier gewesen, vielleicht zwei Jahre? Und doch schien es, als wäre die Zeit stehen geblieben. Dieselben Häuser, dieselben Menschen, selbst die Blumentöpfe der Nachbarn standen noch am gleichen Platz. Es war vertraut und fremd zugleich. Vertraut wegen des gewohnten Anblicks – er kannte jeden Stein in diesem Ort – und fremd, weil er selbst nicht mehr dazu gehörte. Er hatte sich der Vertrautheit entzogen und war gegangen.

Der Außenbereich des Hofes war matschig, es hatte in den letzten Tagen viel geregnet. Als er bei der Haustür ankam und klingelte, bröckelte der Dreck auf den alten Holzdielenboden der Veranda. Seine Mutter öffnete ihm die Tür. Schmal, klein, rothaarig. Sie kam ihm noch zierlicher vor als in seiner Erinnerung. An ihrem Körper hing eine Schürze, weiß mit rotem Saum, in ihrer anderen Hand hielt sie einen Kochlöffel. Ihre schwieligen Hände umfassten sein Gesicht, rau und sanft zugleich.

Vater nickte ihm zu, als sie das Esszimmer betraten. Es gab Kartoffelpüree, mit Spinat und Spiegelei.

„Wie geht es dir?“

„Ich habe mein Studium beendet.“

Vater nickte. Seine Mutter schöpfte Essen auf den Teller.

„Und was machst du jetzt?“

„Ich suche mir einen Job.“

Mutter nickte. Vater griff zu seiner Gabel. Sie begannen zu essen.

In den letzten Jahren hatte er sich an die Geräusche der Stadt gewöhnt. Der Motor von anfahrenden Autos, die vielen Stimmen von fremden Menschen, die Sirenen von Krankenwägen. Es hatte gedauert, bis er ohne dem Zirpen der Zikaden im Sommer und der gedämpften Stille im schneebedeckten Winter einschlafen konnte. Durch die offenen Fenster konnte er nun die altbekannten, vertrauten Geräusche hören. Er schlug das rechte Bein über das linke.

Nach dem Essen wollte Vater zur Post. Die hatte nur zwei Tage die Woche offen, es war also unaufschiebbar. Vater fragte ihn, ob er mitkommen wollte, er bejahte. Sie gingen schweigend nebeneinander. Sie trafen auf Menschen, die sie kannten. Dann blieben sie stehen und redeten kurz mit ihnen. Sie nickten Vater zu, fragten, wie es ihm gehe.

„Wie soll es schon gehen“, sagte Vater und zuckte die Schultern.

Sie nickten auch ihm zu, aber musterten ihn dabei. Beim ersten Blick zupfte er sein enganliegendes Oberteil zurecht, beim zweiten nahm er den Ohrring aus seinem Ohr und verbarg ihn in seiner Handfläche, beim dritten machte er einen Schritt zurück und stellte sich hinter Vater.

Sie gingen weiter, aber Vater hatte Gefallen an Worten gefunden.

Wie es ihm gehe, fragte er ihn.

Wie soll es schon gehen, antwortete er schulterzuckend.

Da musste Vater lächeln und klopfte ihm auf die Schulter.

„Wie immer?“, fragte der Beamte in der Post.

Vater nickte und überreichte ihm einen Stapel Briefumschläge. Er fragte nicht nach.

Zuhause hatte Mutter die erweiterte Familie zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Die Sonne stand nun tiefer und zwischen den knorrigen Obstbäumen war der Gartentisch gedeckt worden. Als Vater und er im Garten ankamen, saßen schon alle

am Tisch und unterhielten sich. Er fühlte sich unwohl. Mutter holte zwei weitere Stühle. Sie platzierte ihn neben seine Cousins.

„Na, wie geht’s?“, fragte ihn der Braunhaarige und schlug ihm auf die Schulter.

„Lange nicht mehr blicken lassen.“

Er nickte und vermisste in diesem Moment die Geräusche der Stadt. Er hatte eine solche Sehnsucht nach seinem Apartment, wo die Stimmen der Nachbarn durch die Wand drangen, wenn es leise war, dass es in seiner Brust zog. Er legte seine Hand darauf.

„Kommst du wieder zurück oder hast du dich noch nicht ausgelebt?“

Er wusste nicht, ob der braunhaarige Cousin die Anspielung bewusst machte oder einfach nur wahllos nach Worten griff.

„Ich möchte dort bleiben“, sagte er. „Es gefällt mir hier“, schob er nach. „Dort“, verbesserte er sich.

Der rothaarige Cousin setzte sich neben ihn und stellte ihm ein Bier auf den Tisch.

„Hier.“

Er mochte den rothaarigen Cousin lieber als den braunhaarigen. Bier mochte er nicht.

„Ich trinke keinen Alkohol mehr.“

Kollektives Aufstöhnen.

„Solche Dinge lernst du also in der Stadt?“

Kollektives Lachen.

Sie ließen das Bier vor ihm stehen und gingen zu anderen Gesprächsthemen über. Er lehnte sich zurück und tat, als hörte er zu, betrachtete aber die tiefer gehende Sonne. Die Weizenfelder glitzerten golden im Licht. Der Anblick zog ihn an.

Er stand auf. Seine Fingerspitzen streiften das Korn zwischen seinen Fingern und er blieb stehen. Die Schönheit des Ortes forderte eine Träne. Sie wanderte an seiner Wange herab und blieb schließlich an seinem Kinn hängen.

Jemand trat neben ihn. Seine Mutter blickte von unten zu ihm auf.

„Ein wunderschöner Anblick, nicht?“

„Ja.“ Seine Stimme war rau.

„Hast du einen solchen Ausblick auch bei dir in der Stadt?“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Vermisst du ihn nicht manchmal?“

„Doch“, gab er zu.

Sie standen schweigend nebeneinander. Seine Mutter war nicht gut mit Worten. Er auch nicht. Das war wohl eine Krankheit, die alle in der Familie irgendwann befiel.

„Wenn du zurückkommst, hättest du die Chance, ihn öfter zu sehen.“

Er sah sie an. Sie blickte in die Ferne.

„Dann würde ich aber so viel anderes schmerzlich vermissen.“

Die Strähnen ihres losen Haars umwehten ihr Gesicht. Die Sonne ließ ihre Augen glitzern.

„Was würde dir hier denn fehlen?“

Er holte Luft, die Luft löste den Kloß in seinem Hals.

„Ich würde den Supermarkt um die Ecke vermissen, der sieben Tage in der Woche geöffnet hat und das Kino, das jeden Donnerstag Schwarzweißfilme spielt. Ich würde meine Freunde vermissen, die mich in der neuen Stadt mit offenen Armen aufgenommen haben. Ich würde vermissen, mir keine Gedanken darum machen zu müssen, was ich anziehe und das Gefühl in den Menschenmassen unterzugehen. Wenn ich mit meinem Freund Hand in Hand durch die Straßen laufe, würde ich es vermissen, nicht angestarrt zu werden. Oder Schlimmeres. All das würde ich vermissen. Weil es Freiheit bedeutet, verstehst du? Das bedeutet Freiheit für mich.“

Seine Mutter schwieg für ein paar Minuten.

„Ich denke, ich würde es auch vermissen.“

Und dann blickten sie weiter in die Ferne, wo die Sonne im Boden verschwand und das Glitzern mit sich nahm.

Als sie wieder zu den anderen gingen, war die Stimmung um einiges gelöster und die Gesichter röter geworden. Er wollte ins Haus, doch Vater stand mit seinen Brüdern an der Terrassentür. Sie hielten ihn auf.

Der älteste legte ihm den Arm um die Schulter und zog ihn an sich. Er wollte einen Schritt zurück machen und sich der Berührung entziehen, doch der Griff war hartnäckig.

„Jetzt sag mal, was machst du so in der Stadt? Man hört ja die übelsten Sachen.“

Er rubbelte ihm mit der Faust durch das Haar. Es brannte. Er antwortete nicht, weil ihm die Worte fehlten und er keine Luft bekam. Er dachte an die Weite des Feldes und das Glitzern in den Augen von Mutter.

„Er hat sein Studium beendet“, sagte Vater und nahm einen Schluck Bier. „Er sucht jetzt Arbeit.“

Onkel ließ ihn los.

„Na, so etwas. Dann ist aus dir doch noch ein Intellektueller geworden. Pass nur auf, dass dir das nicht zu Kopf steigt.“

Onkel blickte ihn mit buschigen, hochgezogenen Augenbrauen an. Er versuchte ihm in die Augen zu sehen, doch verzagte und blickte zu Boden. An seinen Schuhen klebte noch immer der Schlamm aus der Einfahrt, er war inzwischen getrocknet und verblasst.

Es wurde spät. Die Familie saß noch immer im Garten, als er beschloss zu gehen. An der Tür fing Mutter ihn ab.

„Du gehst schon?“, fragte Mutter. „Ich dachte, du bleibst für ein paar Tage.“

„Ich muss morgen wieder zuhause sein.“

Er beugt sich zu ihr herab und umarmte sie. Sie roch wie damals.

„Vielleicht kommst du mich einmal besuchen“, flüsterte er ihr zu. „Dann zeige ich dir alles.“

Sie sagte nichts, drückte ihn nur ein wenig fester. Vater stieß zu ihnen. Er nickte ihm zu. Dann ging er.

„Jakob?“

Sein Vater lief ihm noch einmal nach und blieb ein paar Meter von ihm entfernt stehen.

„Glückwunsch zum abgeschlossenen Studium. Wir sind stolz auf dich.“ Bevor er antworten konnte, war Vater wieder im Haus verschwunden.

Jakob ging den Weg zurück zum Bahnhof. In der Dunkelheit erkannte er nichts von den altbekannten Dingen. Die Häuser, die Nachbarn, selbst die Blumentöpfe verschwanden hinter dem Schwarz. Am Bahnhof setzte er sich auf eine Bank, er hatte noch zwei Stunden, bis sein Zug kam. Er blickte in den Nachthimmel. Die Sterne strahlten heller als er sie in Erinnerung gehabt hatte.